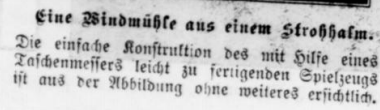


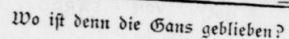
Draußen ein Ringen in Sturm und Drang,
Hier falteten sich Hände zitternd und bang:
„Hilf, Gott! Hilf, Gott! in unserer Noth!“ —
Aus gähnender Tiefe reckt sich der Tod ...

Verschiebe nichts auf morgen, was du heute tun kannst.
Oft ist es nur eine Kleinigkeit, die uns in den Weg tritt und schnell erledigt werden sollte; scheint es aber nicht dringend notwendig, so denken wir gar oft, das hat auch noch bis morgen Zeit. Wir wissen aber nie, ob wir „morgen“ noch Zeit dazu haben, oder ob es nicht dann schon zu spät ist, und schaffen uns durch dieses Aufschieben viel Aerger und Verdruß. Zum Beispiel ist da irgendein Gegenstand, der ausgebessert werden sollte; wir legen ihn bei größerem Schaden oft gar nicht mehr gutgemacht werden, und wir tragen uns ärgerlich: Hättest du's doch gleich getan! Aber nicht nur Kleinigkeiten werden aufgeschoben, sondern Dinge von größerer Bedeutung. Diese können oft für unser ganzes Leben verhängnisvolle Folgen für uns haben, die nie wieder gutzumachen sind. Oder du hörst, einer deiner Bekannten sei schwer krank. Du nimmst dich Zeit. Da ersiehst du plötzlich, daß er gestorben sei, ohne daß du ihn noch einmal gesehen, ihn noch ein freundliches Wort gesagt noch Zeit war. In wie vielen andern Fällen macht man sich trübe Stunden durch solche Unterlassungen und Saumseligkeiten, die oft gleichbedeutend mit wirklich begangenen Unrecht sind.

Der verkannte Künstler. Von dem früheren Präsidenten der Akademie der bildenden Künste in London, John Everett Millais, wird folgende Anekdote erzählt. Bei einem Festmahl kam ich neben ein junges, hübsches und sehr geistreiches Fräulein zu sitzen, ohne ihr jedoch vorgestellt zu werden. Sofort eröffnete sie ein Kreuzfeuer von Fragen: „Waren Sie auch in der Akademie, und fuhr sie fort: „Sind Sie nicht auch, daß dies grauenhafte Bagerstien mag.“ — In diesem Tone sprach sie noch lange fort, während ich stumm blieb, bis das Säckeln und das vielsagende Stillschweigen der Nachbarn sie plötzlich in ihren Gräßen unterbrach. Sie wurde über und über rot und flüsterte mir leise ins Ohr: „Um Himmels willen, was hab' ich denn angestellt? Bitte, sagen Sie mir's doch.“



ruhig weiter, nachher
berüh' ich's Ihnen sa-
gen." Noch ein paar-
mal verhielte sie, etwa-
aus mir herauszubrin-
gen, doch vergeblich, und
erfals der Nachsch auf-
getragen wurde, füllte
ich ihr Glas und sagte
zu ihr: „Nun, trinken
Sie es aus, bis ich br i
gehabt habe.“ Sie ge-
horchte ohne Widerrede,
und während sie nicht
sprechen konnte, ergriff
ich die Gelegenheit, ihr
zu sagen: „Nun denn!
Ich selbst bin Willas,
deswegen wollen wir
aber doch gute Freunde
bleiben!“

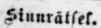


Schlan. „Lieber Doktor, warum fragen Sie Ihre Patienten immer aus, was sie zu essen pflegen, wenn sie gesund und munter sind?“ — „Das nach kann ich am besten mein Honorar festsetzen.“

Unter Freundinnen. „Ja, was wird Bella sagen, wenn sie deine Verlobung erfährt! Wie konnte du dich nur so schnell entschließen?“ — „Ich würde wirklich sonst nicht mehr, womit ich sie hätte ärgern können.“

Anngäbke. „Junger Herr: „Sold“ nie Gemeinheit! Sprich mir da „Ach, das fällt doch bei Ihnen fast gar ins Gesicht!“ — Vorübergehender:

Barter Feink. „Bach! (zu ihrem Vetter, der sie zur Bahn gebracht hat, beim letzten Zeichen): „Du, Alwin, welches Zeichen war das eigentlich?“ — „Das? Das war das Abschiedsfußzeichen.“



Der Lenz erwacht. — An Busch und Baum
Da spricht's und sproßt's nach Winters Traum.
Der rauhe Herbststurm ohne Gnad'
Verweht, was dort geprangt einst hat.
Doch abends bei der Lampe Schein,
Im wohlth warmen Stübchen fein,
So manchen lieben Freund es fand.
Die Lösung hast du in der Hand.

Silberträufel.
Es bietet Erquickung und Freude,
Die erste sowohl als die zweite;
Wer sie in eins vereinigt hat,
Dem nennt es eine Schwabenstadt.
Br. 8.

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Buchstabenräfels: Erde, Ende; des Kreuzräfels: Eber, Heber, Ehe,
Eger, Heber, Gerber; des Silbenräfels: Stamm, Baum, Stammbaum.
Nachdruck unserer Originalentwürfe.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. E. Görlach in Stuttgart.
Verlag von P. A. Schönbach, Alstena i. W.

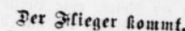


1913:

„Bitte, Papa, entscheide mal!“ rief der Referendarus Altentried seinem soeben ins Zimmer tretenden Vater entgegen. „Die ganze hochgeehrte Versammlung, die du hier vor dir sitzt, debattirt seit einer geschlagenen halben Stunde über zwei Begriffe und kann nicht einig werden. Spiele du mal den Preisrichter — was ist Glück? Und was ist Unsel?“ Der Landgerichtsrath lachte.

„Das ist angeſichts
der Situation eigent-
lich unheimlich leicht zu ent-
ſcheiden!“ ſagte er be-
ſaglich. „Nun nenne
ich es, wenn ein junger
Mann, wie du jezt
eben, in einem Kreis
reisender junger Damen
im Schauſtuhl liegen
und Zigaretten rauchen
darf — und Duſel
würde ich es nennen,
wenn beſagter Schau-
ſtuhl nicht mit dir
unſtippte, wie du es
treiſt, denn eben war
er dazu aufs erſtlichſte
geeignet, was ihm kein
vernünftiger Menſch ver-
dienen ſonnte.“

„Nein, antworten Sie doch ernstlich, Herr Landgerichtsrath,“ bat eine der jungen Damen, die den Sohn des Hauses verwöhnen halfen, „wir haben uns schon seit ungefähr einer halben Stunde die Köpfe über die Frage zerbrochen,



Nach einer Zeichnung von H. Kaejer-Rueff.

und eine schlaue Idee jagte die andere. Einige werden wir aber nicht, und das unausgesetzte Schlaufein greift so maßlos an!"

Der alte Herr sah die Sprecherin wohlwollend an.

Der alte Herr sah die Sprecherin wohlwollend an.

„Ja, wenn Sie mit solchem freundlichen Gesichte bitten“ jagte er dann, „was soll man da machen! Am besten erläutern sich derlei schwebende Fragen ja nur durch Beispiele; ich weiß aber im Augenblick beim redlichsten Willen kein Beispiel für Glück und Uebel anzuführen. Für Pech stünde mir eher eine Erinnerung aus meiner Jugend zur Verfügung, aber von Pech werden Sie ja nichts hören wollen!“

„Wir wollen alle hören,“ rief die Tochter des Hauses ungestüm „alles, Papal Du bist nebenbei der richtige Lebensretter für uns, denn wir fingen eben an, uns gegenseitig so zu langweilen, daß ich mir schon einen Revolver für vierundzwanzig Personen bestellen wollte, um uns totzuschießen.“

„Nun, eine so billige Gelegenheit, sich die Rettungsmedaille zu verdienen, wird sich nicht oft finden,“ sagte der alte Herr munter und nahm mit einem dankenden Kopfnicken im Lehnstuhl Platz, den ihm sein Sohn hinschob, „und nun gebt mir noch eine Zigarre — was dem



Vom Besuch des Prinzregentenpaares von Bayern in Berlin. Am 6. März stattete das Prinzregentenpaar Ludwig von Bayern dem deutschen Kaiserpaar in Berlin den ersten Besuch ab.

Sohn recht ist, muß dem Vater billig sein. Und jetzt hört zu! Ich war als Student im letzten Semester in Bonn, und wir hatten in corpore einen Ausflug nach Rolandseck gemacht und saßen, kreuzfidel, wie das unserm Alter und Stand zukam, auf der Bahnhofsterrasse beisammen. Ein paar Tische von uns entfernt hatte ein Herr mit einem ganz allerliebsten Kind Platz genommen, einem Bäckersbuben von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren, die um den Platz des Vaters und um den unsern herum ihr Wesen trieb. Sie spielte mit einem großen Gummiball, und zwar ganz für sich hin, mit einem Ernst und Eifer, als hänge das europäische Gleichgewicht davon ab, wie oft sie den Ball finge und wie oft er ihr aus den Händen rolle.

„Mich amüsierte dieses kleine Mädel, weil sie so gar nichts von der ‚höheren Tochter‘ an sich hatte und von meiner unausgelebten Aufmerksamkeit nicht die mindeste Notiz nahm, was manches Fräulein in dem Alter schon getan hätte.“

„Da meine Kommilitonen anscheinend Befehrs vorhatten, als dem halbflügeligen Vögelschen zuzusehen, so blieb ich eine lange Zeit ungestört auf meinem Beobachterposten, bis der eine mich anließ. ‚Höre einmal, Konstantin,‘ (das war aus unbegreiflichen Gründen mein Spitzname) ‚höre einmal! Ich möchte mir eine bescheidene Anfrage erlauben. Bist du etwa taubstumm? Vertraue es uns an, ich sage es niemand wieder!‘

Ich lachte. — „Im Augenblick noch nicht,“ sagte ich, „ich freue mich nur so ganz still für mich über das niedliche Kind, das da so ernsthaft seinen Ball treibt. Hast auf, das wird mal ein allerliebste Mädchen werden!“

„Mein Freund wandte sich nach dem Gegenstand meiner Betrachtungen um. „Ach die,“ sagte er, „die dort zu dem Herrn mit der Perücke gehört?“

„Ich warf nun auch auf den Herrn am Tisch einen prüfenden Blick.“

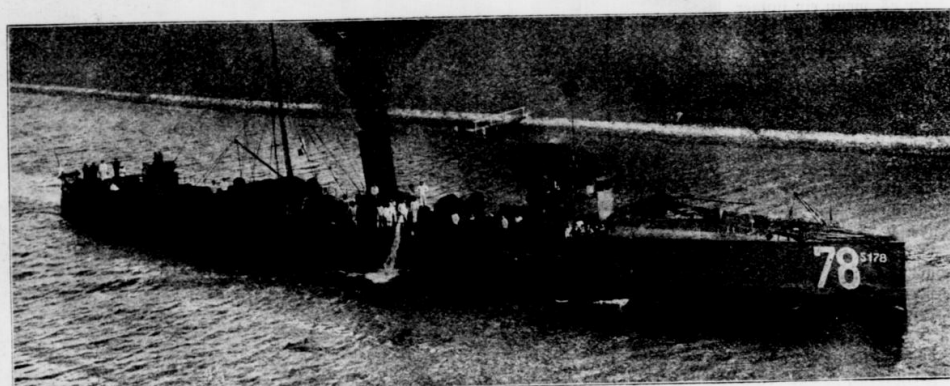
„Perücke?“ wiederholte ich gedehnt, ach, Dummheiten. Eberhard, der hat doch im Leben keine Perücke!“

„Aber natürlich hat er eine!“ beharrte Eberhard. „Sieh ihn dir doch einmal



Hermann Fürst zu Soltendoppe-Langenburg,

geb. 31. August 1832, starb am 9. März 1913 auf seinem Schloß Langenburg. Er befehligte von 1894–1907 das verantwortungsvolle Amt des kaiserlichen Statthalters in Elß-Lothringen.



Zur Katastrophe des deutschen Torpedoboots S 178.

Am 4. März, nachts 12¹/₂ Uhr, wurde 3 Seemeilen nordöstlich von Helgoland bei der Rückkehr von einer Nachübung das Torpedoboot S 178 bei stürmischer See von dem großen Kreuzer York gerammt und so schwer getroffen, daß es sofort unterging. 70 wackere Leute, darunter 2 Offiziere, fanden den Heldentod, und nur 15 Mann konnten gerettet werden. Das Boot hatte eine Länge von 81 Meter, eine Breite von 8 Meter und 636 Tonnen Gewicht. Seine Schnelligkeit betrug 32 Seemeilen, die Maschineneinheit 16000 PS und die Besatzung 85 Mann. S 178 ist 1910 vom Stapel gelaufen.

genau an! Er hat eine Perücke und eine olle dichte Faser!“

„Fällt ihm nicht im Traum ein!“ rief ich, schon etwas hitziger, als es die Situation rechtfertigte.

„Im Traum vielleicht nicht,“ meinte Eberhard kaltblütig, „aber hoffentlich befindet er sich sofort nach dem Aufwachen darauf, sonst würde er mit einem kalten Schädel herumspazieren.“

„Nun, kurz und gut, es entspann sich ein regelrechter, wilder Kampf über die Meinungsverschiedenheit: Perücke oder nicht Perücke. Ich, der ich nie viel Widerspruch vertragen konnte — bis zum Zeitpunkt meiner Verheiratung, wie sich das von selbst versteht —, tobte schließlich auf meine Gefährten ein wie ein Unwetter in Studentengefalt; die Debatte gipfelte in einer Wette um zwei Flaschen Sekt, auf die ich blindlings und meiner Sache sicher einging und mich im voraus meines Sieges freute.“

„Ja, die Sache wäre so weit recht gut und schön,“ sagte endlich ein Bedächtiger aus unserer Gesellschaft, nachdem bereits Ort, Zeit und Menü der zu veranstaltenden Sektfeier festgestellt war, „aber wie wollt ihr in aller Welt dahinterkommen, ob der Mann eine Perücke hat oder nicht? Wenn die Natur-

gewalten nicht etwa mit Interesse zugehört haben, wie ihr euch zanktet, und wenn nicht ein lebenswürdiger Ortan plötzlich die zarte Aufmerksamkeit für euch hat, dem Mann die Perücke vom Kopf zu reißen und euch vor die Füße zu werfen, da weiß ich wirklich nicht, wie ihr es herausbekommen wollt!“

„Eberhard, der in seinem Stuhl zurückgelehnt saß, tat ein paar nachdenkliche Züge aus seiner kurzen Pfeife.“

„Mir kommt ein genialer Einfall,“ sagte er, „wie ihn uns nur besonders glückliche Momente geben.“

„Nun?“ drängte ich gespannt.

„Man geht hin und fragt ihn,“ sagte Eberhard und rauchte weiter.

„Ich kippete an seinem Stuhl. „Nun bitte,“ sagte ich, „dann führe du diesen Prachtgedanken auch aus! Genier dich nicht! Wir gönnen es dir alle!“

„Eberhard sah mich mit großen Augen an. „Ich?“ fragte er gedehnt, „fällt mir gar nicht ein! Wie käme ich dazu? Du bist das Perücken-

karnickel! Du hast uns beinahe alle ums Leben gebracht, weil wir dem Manne eine Perücke zu trauen — nun gehst du auch hin und fragst! Du hast die Sache eingerührt; du bist von Natur und Verus dazu angetan, sie auszulöffeln; also vorwärts, geh und frage!“

(Fortsetzung folgt.)

chen gekommen war. „Adel haßte Beker; erstens aus dem Grunde, weil er gleichfalls Geiger war und weil nach Ansicht Brandels auf der ganzen Welt nur ein einziger Geiger, das heißt er, Brandel, nötig war; zum zweiten, weil bei Beker und nicht bei ihm, Brandel, in der Klasse das kleine Wunder Spiridonow entdeckt wurde, von dem alle sprachen; und zum dritten schließlich deshalb, weil er, Beker, überhaupt existierte.“

Brandel blieb gleichfalls vor Spiridonow stehen und klopfte ihn ebenfalls auf die Schulter.

„Du bist kein dummer Junge,“ sprach er mit Leipziger Tonfall; „du hast für deine Jahre eine große Technik; doch warum spielst du heute so falsch?“



Vom Balkankrieg: Die Dardanellen von der Fozzelschan aus. — (Bez. von J. Duncan.)

Die letzte Bemerkung machte er ebenfalls nicht. „Ich weiß, einzig nur zu dem Zwecke, um Beker Unannehmlichkeiten zu bereiten, der gleichfalls antwortend war. Das rasierte Gesicht Bekers wurde rot; in seinen Augen bligte es verdächtig auf.“

„Er spielte weniger falsch, als Professor Brandel jetzt falsch spricht!“ erwiderte Beker, bebend vor Zorn, in seiner Münchner Betonung.

Doch Brandel tat, als hörte er nicht, und beeilte sich, in der Tiefe des Korridors zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

„Beker sagt, es fiele ein zweiter Flanagan in ihm, und er hofft, daß der Junge ihn beibringt und macht werden.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

„Ich, Spiridonow!“ Das ist es, das ich sage.“

Mitja Spiridonow.

Erinnerungen aus dem Konservatorium von J. A. Potapenko.
Sorgfältig überarbeitete Uebersetzung aus dem Russischen von Luise Luchow.

Der verhältnismäßig kleine Saal des Konservatoriums war nur zur Hälfte beleuchtet. An den Wandlamellen brannte nur eine einzige Flamme, und am großen Deckenleuchter waren nur die dem Podium zugekehrten Röhren angezündet. Zu den Konkurrenzabenden wurden nur die Schüler des Konservatoriums, die Mitwirkenden und deren Angehörige zugelassen. Der Saal machte bei solchen Gelegenheiten einen ziemlich eindrucksvollen Eindruck. Die Verwandten der Schüler saßen in der Nähe des Podiums, während sich die übrigen, nicht mitwirkenden Schüler in den rückwärtigen Rängen drängten, wo es den jungen Damen leichter möglich war, mit der Nachbarin zu flüstern und mit den Nachbarn zu kokettieren und dabei Versuche anzustellen, deren Herzen zu brechen. Um die Wahrheit zu gestehen, gipfelte in diesem Bemühen alles Interesse der Kunstjünger an den Konkurrenzabenden. Die mitwirkenden Künstler waren gewöhnliche Schüler oder hoffnungsvolle Kinder, und die Vortragstische waren allen längst bis zum Überdruß bekannt. Etwas ganz anderes hingegen waren die öffentlichen Vortragabende, wenn sich das Publikum um Sätze rief, der Saal voll beleuchtet war und auf dem Podium die Künstler erschienen, deren Aufgabe es war, dem Institut Ruhm zu bringen. An solchen Abenden kamen die Besucher in Haufen und drängten sich bei gefülltem Saale in den Korridoren so sehr, daß sie einander auf die Füße traten.

Der Flötist, ein Jüngling mit rötlichem Schnurrbart, hatte soeben seine Cantinella beendet. Er verließ, von der Anstrengung ganz rot im Gesichte, das Podium und ging auf den Korridor hinaus. Niemandem von den Anwesenden war zum Bewußtsein gelangt, ob seine Leistung gut, ob schlecht gewesen war. Er hatte seine Nummer heruntergespielt, die ihm der Professor aufgegeben hatte, war dabei nicht ein einziges Mal aus dem Takte geraten; damit war seine Aufgabe vollendet.

Nach ihm betrat das Podium ein Knabe. Er mochte zwölf Jahre alt sein. Sein schmales Gesichtchen war blaß; sein braunes Haar war sorgfältig gekämmelt. In der einen Hand hielt er eine kleine Geige, in der anderen den Fiedelbogen. Er war mit einem kurzen, dunkelbraunen Jäckchen und mit Kniehosen bekleidet.

Das Äußere des Knaben würde keine Aufmerksamkeit erregt haben, und auch seinem Spiel hätten die Anwesenden, wie dem Spiele des Flötisten, keine Beachtung geschenkt, wenn nicht ein Umstand gewesen wäre. Zusammen mit ihm hatte das Podium der Professor betreten, sich in höchst eigener Person ans Klavier gesetzt und begonnen, eine unbestimmbare Melodie zu spielen. Er schien die Absicht zu haben, den Knaben am Klavier zu begleiten. Dieser Umstand rief in den rückwärtigen Reihen der Kunstjünger einige Bewegung hervor. „Wer ist der Junge, daß ihn Befer selbst begleitet?“ fragten die Klavierpielerinnen ihre Nachbarn, die Violoncellisten, die als die bedeutendsten und ausgeprochensten Sängersbegleiter in vornehm nachlässigen Stellungen dafanden und auf die an sie gestellten Fragen durch die Zähne antworteten.

Doch die Violoncellisten wußten diesmal keine Auskunft zu geben.

„Wie? Das wißt ihr nicht?“ sprach respektvoll ein in der Reihe vor ihnen sitzender Hornbläser, indem er den Kopf wendete.

Die Hornbläser sind im allgemeinen ein plummes und schlichtes Volk. Während sowohl die Violoncellisten, die Violoncellisten, die Geiger alle insgesamt von ihrem künftigen Ruhme überzeugt sind, reichen die Illusionen der Hornbläser über die rückwärtigen Reihen im Orchester nicht hinaus. Deswegen verließen ihnen aber auch die Pianistinnen ihre Sessel. Von den Sängerinnen läßt sich in dieser Beziehung nichts sagen, denn diese verzehren sich in brennender Erwartung des eigenen künftigen Ruhmes.

„Es ist Spiridonow, der so großartige, glänzende Hoffnungen für die Zukunft erweckt,“ erklärte der Hornbläser.

*) Potapenko schildert uns in dieser Erzählung als abschreckendes Beispiel, wie ein Vater aus Ehrgeiz und Ruhmsucht seinen schwächlichen Sohn zu einem musikalischen Wunderkind erziehen will, durch allzu große Strenge aber die Zukunft des Knaben vergällt, so daß derselbe ganz nahe am Ziele, aus Ueberreizung seiner Nerven zusammenbricht. Der Vater selbst verfaßt dem Wahnsinn, da alle seine Hoffnungen auf sein Wunderkind vernichtet sind.

„Befer sagt, es stecke ein zweiter Paganini in ihm, und er hofft, daß der Junge ihn berühmt machen werde.“

„Ah, Spiridonow! Das ist er also?“

Von Spiridonow hatten sie alle gehört. Es war schon ein Jahr her, daß man von ihm sprach. Dieser Knabe machte ganz fabelhafte Fortschritte. Er hätte jetzt schon an öffentlichen Vortragabenden mitwirken können und hätte dabei über ältere Geiger ganz sicher den Sieg davongetragen, doch Befer erlaubte es nicht. Er hütete eifersüchtig die Unberührtheit des jugendlichen Genies.

„Daß das Kind gar so schrecklich blaß ist!“ meinte ein rotbackiger Tenor, den die Mitteilungen des Hornisten außerordentlich interessierten.

„Blässe ist der Begleiter jeden wahren Talentes,“ bemerkte selbstbewußt ein Violoncellist, der ein bleiches Gesicht und eine ganze Mähne schwarzer Kopfschneise hatte.

Der Hornist, durch diese Bemerkung im höchsten Grade gedemütigt, wendete das Gesicht dem Podium zu, denn er hatte weder ein bleiches Gesicht, noch besonderes Talent.

In der zweiten Reihe, wo vorzugsweise die nächsten Verwandten der Mitwirkenden saßen, an der äußersten Kante seines Stuhles, saß ein Mann, der mit ausschließlichem Interesse seine Blicke auf die Gestalt des bleichen Knaben geheftet hielt. Es war ein hochgewachsener und magerer Mann, mit ausgerastetem Gesichte, mit dünnen Haaren auf dem Kopfe, die von Fett glänzten und über den Scheitel von links nach rechts gekämmt waren, um die beginnende Glatze zu verdecken. Er machte fünfzig Jahre alt sein, denn auf seinen Schläfen und den Wangen und insbesondere um die Mund- und Augenwinkel zeigten sich tief eingegrabene Linien, und die Haare waren wie mit Silberstaub bestreut. Seine geringelten Brauen deuteten auf Härte und Energie, doch lag gegenwärtig in seinen Augen der Ausdruck tiefer Mühsung. Man sah, er war aufgeregter, gerührt und in Erwartung irgendeiner Entscheidung. Der Mann war in einen eng anschließenden schwarzen Überrock von altnordischem Schnitt gekleidet, den er sorgfältig zugeknöpft hatte.

Der blaße Junge spielte. Vor allem andern gefiel die Sicherheit, mit der er die Geige gefaßt hielt, und die Geschicklichkeit, mit der er den Bogen handhabte. Professor Befer hatte einen kühnen Griff getan, als er ihm keine Etude zum Spielen gab, wie den anderen, sondern ein leichteres Konzertstück. „Was wollen Sie?“ — der alte Hornist suchte mit seiner Schule alängen, und er hatte seinen Zweck erreicht —, Spiridonow spielte ausgezeichnet. Er nahm alle schwierigen Passagen mit größter Akkuratheit und drückte den Bogen schwer auf an Stellen, die Gefühl ausdrücken sollten. Selbst Befer, der ihn am Klavier beileitete, brachte mit seinem ganzen Oberkörper die einzelnen Abschwärmungen des Spiels zum Ausdruck. Er richtete sich hier stramm auf und legte sich dort allmählich in den Stuhl zurück, um sich dann ganz plötzlich mit Ungestüm in die Tasten hineinzulegen — mit einem Worte, er spielte mit seinem ganzen Wesen, und das machte einen tiefen Eindruck. Alles bewunderte die Geschicklichkeit des jungen Virtuosen, der, wie es schien, sich nur mit Mühe auf seinen dünnen Weinen hielt, dessen ganzes Persönchen einen dürftigen, abgequälten Eindruck machte. Als er geendet hatte, erdröhte der Saal von lautem Beifallklatschen. Das war eigentlich gegen die herrschende Sitte, aber wer vermochte sich zurückzuhalten, wenn es galt, Entzücken und Begeisterung zum Ausdruck zu bringen? Spiridonow machte einen Krackfuß, verbeugte sich flüchtig und ging vom Podium ab. Ihm folgte triumphierend und stolz Professor Befer.

Während auf dem Podium der in der Reihenfolge nächstfolgende Musenjohn sein Instrument malträtierte, umringte im Korridor eine Menge Volkes den Knaben. Ein erhabener Kunstmäcen mit auf die Brust herabwallendem Vorhaar, der kein einziges Konzert versäumte, das umsonst zu haben war, und der es verstand, sich die Konzerte unentgeltlich zugänglich zu machen, indem er die Konzertsäle durch die Künstlerzimmer betrat, streichelte huldvollst Spiridonow am Kopfe. „Du hast ein fabelhaftes Talent, Kind! Du bist der künftige Ruhm des Konservatoriums, der künftige Ruhm ganz Russlands!“ sprach er im heftigen Tone, sich dabei verschluckend, als tränke er zu heißen Tee.

Die jungen Damen des Konservatoriums betrachteten mit Neugier den Knaben, der in seiner Magerkeit und beunruhigenden Blässe so bemitleidenswert ausah. Auch Professor Brandel kam vorüber, gleichfalls Violoncellist, der sich von Befer darin unterschied, daß er hochgewachsen und schlank war, während sich Befer gedrungener Bauwes erreichte und did war, und auch darin, daß er von Leipzig, hingegen Befer von Münn-

Hausfrauenblätter.

Gie Liebe alle Tage
In der Tat, durch Wort und Bild.
Schöne keine Müß' und Plage,
Säume keinen Augenblick,
Deinen Nächsten zu erfreuen.
Seinen Pfad mit Blumen streuen,
Macht dein Leben reich und licht;
Liebe spenden armet nicht!

Bei der Wahl eines Berufes sollte den Kindern mögliche Freiheit gelassen werden. Neigung und Begabung der Kinder müssen den Ausschlag geben, nicht die Wünsche der Eltern. Manchmal wird es diesen schwer werden, auf die Erfüllung lange begehrter Wünsche zu verzichten; aber was nützt es, wenn sie die Kinder zu einem Berufe genötigt haben, der ihnen keine Befriedigung gewährt? Wer aber einen ihm nicht ganz passenden Beruf selbst erwählt hat, wird leichter über die Schwierigkeiten desselben hinwegkommen, da sein Ehrgeiz ihn verbietet, darüber zu klagen, was er selbst herbeigeführt hat. Die Mitwirkung der Eltern bei der Berufswahl sollte nur eine beratende sein, abgesehen von Fällen, wo sich die heranwachsenden Kinder über ihre Gaben und über die Mittel der Eltern schwer täuschen. Im übrigen gilt es zu bedenken, daß eine gute Ausbildung fürs Leben das beste Kapital ist, das die Eltern den Kindern mitgeben können. Eine Bepreisung mit dem Lehrer dürfte manchmal angezeigt sein, besonders wenn es sich um einen Beruf handelt, der eine besondere Begabung erfordert.

Wie schütze ich mich vor Ansteckung bei Scharlach? Scharlach ist durch seine zahlreichen und gefährlichen Nebenkrankungen (Diphtherie, Gelenkrheumatismus, Mittelohrentzündung, Nierenentzündung etc.) eine der heimtücklichsten Krankheiten. Den Erreger des Scharlachs kennt man noch nicht. Besonders empfänglich für die Ansteckung durch Scharlach sind Kinder, doch werden auch Erwachsene von der Krankheit heimgesucht. Uebertragen wird Scharlach durch direkten Verührung Scharlachtranker, auch indirekt durch infizierte Gegenstände und Nahrungsmittel. Begünstigt wird die Uebertragung von Scharlach einmal durch die große Widerstandsfähigkeit des Krankheitserregers — er bleibt monatelang auch außerhalb des Körpers lebend —, dann auch dadurch, daß Scharlach in so leichter Form auftreten kann, daß er nicht erkannt wird. Die leicht erkrankten Kinder besuchen dann die Schule und bilden für ihre Mitschüler eine große Gefahr. Die Ansteckungsgefahr beim Scharlach ist am größten in der sog. Abschuppungsperiode, in der sich die Haut der Erkrankten wie Schuppen abblöst. Ist in einem Haus Scharlach ausgebrochen, so sind die Erkrankten mit ihrem Pfleger auf einige Wochen streng von den Gesunden, hauptsächlich von den gesunden Kindern, zu isolieren. Auch dürfen Kinder einer Familie, in der ein Mitglied an Scharlach erkrankt ist, auf die gleiche Zeit die Schule nicht besuchen. Das Eigehir der Erkrankten ist peinlichst von dem der Gesunden getrennt zu halten und zu reinigen. Nach dem Ende der Krankheit ist das Krankenzimmer und die Wäsche zu desinfizieren. Als Vorbeugungsmittel für solche, die mit den Kranken in Verührung kommen, empfiehlt sich größte Keilichkeit, häufiges Waschen und Desinfizieren der Hände, peinliche Mundpflege mit desinfizierenden Mundwässern. Auch desinfiziere die Mundspüllösungen können hier Anwendung finden. Wiederholte Erkrankung an Scharlach ist selten.

Handarbeiten.
Gestrickter Sweater mit Vorderkragen. (Erklärung der Abmessungen: r. = rechts, l. = links) Dunkelblaue Zephyrwolle und ein passender Schnitt sind für die Herstellung des gestrickten Sweaters erforderlich. Man arbeitet zunächst den vorderen Teil vom unteren Rande aus auf etwa 69 Anschlagmaschen wie folgt: 30 Radeln 2 r., 2 l. und 6 Radeln r. Nun beginnt das Muster, das aus 4 Reihen besteht. 1. Reihe: 2 l., 1 r. 2. Reihe: 2 r., 1 l., 3. Reihe: 2 l., 1 r. 4. Reihe: 1 in fester Wiederholung. Die 2. und 4. Reihe bilden die rechte Seite des Strickmusters. Am Beginn des Halsauschnittes teilt sich die Arbeit in zwei Teile. Die Maschen für den lagartigen Teil, der dem Schnitt eingezeichnet ist, werden stets r. gestrickt. Der Rücken wird in derselben Weise wie der vordere Teil, nur ohne den Krag, gearbeitet. Die Vornel beginnt man unten mit dem Strickstich, für die 30 Radeln r. gestrickt werden, und arbeitet dann



Ausgestrickte Ansicht des gestrickten Sweaters für Mädchen und Knaben.

dem Schnitt entsprechend das gleiche Muster wie an dem Sweater. Die Vornel- und Seitennähte sowie die Ärmeln werden zusammengeheft. Der Kragen wird nur rechts gestrickt und dem Sweater gegengeneht. Rundnäpfe befestigen den Hirschschlupf aus schwarzer Seide.

Gartenbau und Blumenpflege.

Die Blutblume (Haemanthus) ist eine in Saltung und Pflage bescheidene Pflanze aus dem südlichen Afrika. Man pflanzt sie in in lockere, nahrhafte Erde, sobald junge Blätter das neue Wachstum anzeigen. Dann wird die Pflanze sonnig und warm gestellt, nach Bedarf begossen und bestaut. In kurzer Zeit entwickelt sich der kräftige Blütenstengel mit zahlreichen Blumen. Nach der Blüte wird die Pflanze weniger gegossen und zuletzt ganz trocken gehalten. Vielfach bilden sich nach der Blüte, die übrigen wochenlang dauert, rotgelbe Beeren, die Samen enthalten. Die Blütezeit fällt meist in den Winter und das Frühjahr. Unsere nebenstehende Abbildung führt die wenig bekannte Art Haemanthus Kalbreyeri vor.

Die weißen Würmer der Zwiebeln und des Lauchs werden vertilgt durch Bestreuen der Pflanzen mit einer Mischung von Kalkstaub, Ruß und Holz asche. Bei Lauch ist zu empfehlen, denselben in kleine Hüllen zu pflanzen, in welche man obige Mischung gleich nach dem Pflanzen streut. Kommt der Regen nicht rechtzeitig, so muß man die Gießkanne zu Hilfe nehmen. Zeigt sich hier und da eine kranke Pflanz, so entfernt man sie sofort, um sie mit samt den Larven zu verbrennen. Durch die Verwendung der genannten Mischung erhalten die Pflanzen eine Düngung und wachsen außerordentlich schnell.

Fürs Haus.
Fettflecke werden entfernt mit Stoffen, welche die Eigenschaft haben, das Fett zu lösen. Kleines Benzin und Terpentin ist hierzu am geeignetsten. Die richtige Anwendung, um die entstellenden Ringe zu vermeiden, ist die, mit einem getränkten Lappen den Fleck einzureiben und unter den zu reinigenden Stoff ein Fließpapier unterzulegen, welches das schmutzig gewordene Benzin etc. aufnehmen kann.

Wie säubere ich meine Kochtöpfe vom Ruße des Kohlenfeuers? Diese oft sehr schwierige Arbeit läßt sich leicht und schnell bewältigen, wenn man den ruffigen Boden des Kochtopfes zuerst mit Fettpapier — ich hebe dazu jedes Stück Papier, in welches Butter, Margarine oder Schmalz eingeschlagen war, auf — tüchtig abreibt. Das Fettpapier entfernt meistens den Ruß, und der Topf ist nachher nur noch mit Wasser und Seife gut abzuwaschen.

Für die Küche.

Festentrang. In der Mitte von 1 Kilo Mehl wird mit 45 Gr. Hefe und lauer Milch ein Borteig gemacht und, wenn er gegangen, etwas Salz, 125 Gr. Zucker, 125 Gr. schaumig gerührte Butter, 3 Eier mit der noch fehlenden Milch hineingemengt und gut geschafft. Wenn der Teig zum zweitenmal gegangen ist, wird er auf das mit Mehl besäte Backbrett genommen, in drei Teile geteilt, diese leicht in lange, runde Streifen gewälzt und zu einem Zopf geflochten, der dann in ein mit Butter bestrichenes Backblech gelegt wird. Wenn er hier gegangen ist, wird er mit verrührtem Ei bestrichen, mit geschälten, feingehackten Mandeln und gestoßenem Zucker bestreut und gebacken.

Gugelhoppf. Aus 625 Gr. Mehl, 1/2 Liter lauwarmen Milch, etwas Salz und 50 Gr. Hefe wird ein Teig angefertigt, den man gut gehen läßt. Wenn er gegangen ist, mengt man 125 Gr. schaumig gerührte Butter, 5 Eigelb, 100 Gr. Zucker, 125 Gr. gewaschene Rosinen und den Schnee von 5 Eiweiß darunter. Dann bestreicht man die Form gut mit Butter, bestreut sie mit Semmelmehl und füllt die Masse ein. Nach 1 1/2 stündigem, langsamem Aufgehen wird er gebacken. Er braucht 1/4 Stunden.

Apfelsuchen. In ein mit Butter oder Fettteig ausgelegtes Blech werden eingezuckerte Apfelschneitz gelegt. Auf einen größeren Kuchen verührt man 5 ganze Eier mit 100 Gramm Zucker, etwas Zitronenschale oder Vanille und 1/4 Liter sauren Rahm, gibt alles auf den Kuchen und bäut ihn schön gelb.



Die Blutblume.

